

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Fern vom Neste [Fortsetzung]
Autor: Ribaux, Adolphe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fern vom Nefte.

Novellette von Adolphe Ribaux, überfetzt von Emma Wiepfing.

(Fortfetzung).

Von der ersten Woche an hatte Vincenzo ſich ſehr unglücklich gefühlt. Welcher Unterſchied zwiſchen dem ungebundenen Leben in freier Natur und dieſer eiſernen Diſziplin! In Neapel machte das Leben und Treiben ihn faſt ſchwindlig, in Comacchio hatte er zweimal Fieber gehabt; das zweite Mal in einem ſo hohen Grade, daß man ihn ſchon aufgegeben hatte. Sein teures Nemi lag ihm Tag und Nacht im Sinne, das Land ſeiner Träume! Nichts kam dieſen alten Bergen gleich, wo jeder Windhauch einen erfrifchenden Lannenduft mit ſich führte. Er ſah im Geiſte das kleine Bauernhaus, wo über der Thür das Bild der Jungfrau in gebranntem Thon angebracht war; er gedachte der köſtlichen Vormittage, an denen er auf den taufrifchen Wiefen im Alee umherlief, der linden Abende, da man beim Mondſchein, zum Ton der Mandoline, unter den Weinreben tanzte, der frohen Feſte zur Zeit der Ernte und Weinleſe, der reichen Weinleſe der Castelli romani, welche die Luft mit dem Geruch des gärenden Weines und die Herzen voll ſprudelnder Fröhlichkeit erfüllte. Dann dachte er an ſeine gute Mutter, die immer ſo geſchäftig war, an den ernſten Pippo, der nur wenig ſprach und niemals tanzte, an die liebliche Gioconda, wie ſie, wenn ſie zum Markte ging, auf dem Kopf einen Korb mit Pfirſichen und Feigen trug oder die Tauben fütterte, die ihr die Körner von den Lippen pickten, oder wie ſie auf den Feldern wilde Roſen pflückte, um den Altar der Madonna zu ſchmücken. Dort war er groß geworden und erſtarbt wie eine junge Giche, dort hatte er zwiſchen den Kirſchen die Freude einer Goldammer, inmitten der faſtigen Trauben den Genuß einer Drossel empfunden.

Und jetzt, jetzt!

Er konnte nicht, wie ſo viele ſeiner Kameraden, phlegmatiſch und gleichgültig in den Tag hineinleben, mit der ſtillen Gelaffenheit eines Tieres. Er ſaß alles mit eigentümlicher Lebhaftigkeit auf. O ja, in Genua war der Dienſt weit anſtrengender, die Zucht viel ſchärfer! Er war an weniger zahlreiche Brigaden gewöhnt und wurde nun in die Kaſerne des Palaſtes San Giorgio verſetzt, der etwa hundert Zollwächter beherbergte. Die Stadt war ſchön, aber wie geräuſchvoll! Der Handel, das Leben auf den Hafendämmen war weit anders als in Neapel! Er wurde davon ganz betäubt; das Kreiſchen der Krane, das Kommen und Gehen der Güterzüge, das Pfeifen der Dampfſchiffe, dieſe Menſchenmenge, die ſich drängte, ſtieß und ſchrie, machte ihn halbtaub. Er beging verſchiedene Dummheiten, wurde geſcholten, verlacht, verſpottet, und das machte ihn noch befangener. Unter ſeinen Kameraden befanden ſich viele Römer, aber niemand aus ſeiner Heimat, niemand, mit dem er ſich hätte befreundet, dem er ſein Herz hätte erſchließen können, dieſes zärtliche Herz des kleinen, ungebildeten Hirten mit ſeinem angeborenen Gerechtigkeitsſinn und ſeinem Gang zur Träumeret. Seine Vorgeſetzten ſtößten ihm eine unſagbare Furcht ein. Er hatte das unbeſtimmte Gefühl, daß man ihn für einen Dummkopf hielt, daß man ihn verachtete, und darunter litt ſein Ehrgefühl namenlos.

Unbewußt fühlte er in ſeiner Umgebung unter den andern Zollwächtern Mißtrauen, ſchlecht verhehlte Feindſeligkeiten, Eiferſucht und Spionieren, während er gewünscht hätte, daß alle wie Brüder miteinander leben ſollten. Ein hartes Wort verletzte ihn tief, ein ungerechter Vorwurf empörte ihn.

Sein monatlicher Sold lief ihm durch die

Finger, er wußte nicht wie. Alles war teuer in Genua. Wenn er ſeine Penſion, die Steuer, die Wäſcherin, den Schufter, den Barbier bezahlt hatte, blieb ihm nur wenig, ach ſo wenig! Er mußte ſich manche Entbehrung auferlegen, um ſeiner Mutter ein beſcheidenes Sümmchen zu ſchicken, er konnte ſich nicht einmal ein Glas Wein gönnen, wenn er in ſeinen Freiftunden durch die Stadt ging. Er gehörte eben zu jenen zahlreichen armen Teufeln in Uniform, die wie verlorene Seelen im Fegefeuer umherirren; lüſtern bleiben ſie vor jeder Konditorei, jeder Schenke, jeder Kaffeewirtſchaft ſtehen, ohne je daran zu denken, einen Fuß hineinzufetzen; ſie können ſich höchſtens eine Zigarre ſpendieren und auch das nur an den höchſten Feiertagen.



Kinder unter dem Baume.

Nach Originallithographie von Johann Böhner aus Zug in Bern.

Oh, wie grenzenlos einsam fühlte sich Vincenzo! Umso mehr, da seine Mutter ihm längere Zeit nicht geschrieben hatte. Seine Ungebild wuchs mit jedem Tage; wenn er in die Kaserne zurückkehrte, war stets seine erste Frage, ob ein Brief für ihn angekommen sei. Nichts, immer nichts! Oh, wie sehnte er sich nach diesen mütterlichen Briefen! Das Schreiben war eine harte Arbeit für die arme Frau, deshalb waren die Briefe niemals lang; aber sie brachten ihm stets Trost, Hoffnung und die warme Liebe des heimatlichen Nestes. Er fühlte sich namenlos verlassen und niedergeschlagen, jeder Halt mangelte ihm; sein lustiges, aufgewecktes Gesicht wurde immer bleicher und schmäler, er war bald nicht wieder zu erkennen.

Nun war er noch in Ungnade gefallen, sein Maresciallo schickte ihn nach dem Muraglione della Morte, jener schrecklichen Mauer, die in Genua so übel berüchtigt ist.

Es war freilich nicht zu leugnen, daß schon seit Jahren alle Verzweiflungsvollen vorzugsweise diesen Ort wählten, um sich das Leben zu nehmen. Ein Sprung in die Tiefe, ein kurzer Kampf, und am andern Tage vier Beilen in der Zeitung! Allein in den letzten vierzehn Tagen, ehe Vincenzo in Genua angekommen, hatten drei Unglückliche hier den Tod gesucht und zwar unter besonders herzzerreißenden Umständen. Die Zollwächter der fünften Brigade, die abwechselnd unter dieser unheilvollen Mauer Schildwache stehen mußten, fingen allmählich an, sich zu graueln. Nur einige von den Alten, die durch das Leben abgestumpft waren, konnten noch plumpe Späße über diese Unglücksstätte machen. Aber viele, die dem Feinde gegenüber die größte Unerblichkeit bewiesen, die sich ins Wasser und ins Feuer gestürzt hätten, um eine Frau, ein Kind zu retten, vermochten sich nur schauernd an diesen Ort zu begeben. Das wollte viel sagen; denn von der Divisa della guardia di finanza wird mancher Zug heldenmütiger Aufopferung erzählt, und auf mehr denn einer Brust prangt die Rettungsmédaille neben den gelben Schnüren. Allmählich verbreitete sich auch das Gerücht, daß dieser unheimliche Uferplatz von Gespenstern heimgesucht werde. Ein Zollwächter behauptete, tiefe Seufzer und hohle Grabesstimmen gehört zu haben; ein anderer schwor bei allem, was ihm heilig war, Geister gesehen zu haben. Nach und nach wurde dies zur Fabel der Kaserne; der Aberglaube, der im Herzen aller ungebildeten Stallener schlummert, trat mit hinzu, um die Erzählungen noch graufiger zu machen, die Vincenzo gleich nach seiner Ankunft hörte.

Er glaubte an Gespenster! In seiner Heimat gab es auch welche; daher war er totenbleich geworden, als der Maresciallo ihm eines Abends befohlen hatte, diesen gefürchteten Posten zu beziehen.

Er hatte sich jedoch hinbegeben, ohne ein Wort zu erwidern. Aber diese vier Stunden, in denen er vorschrittmäßig auf dem schmalen Ufer zwischen den Klippen auf- und abgehen mußte, waren ihm entsetzlich lang geworden. Es war ein nebliger Abend, wie solche nur selten in Genua vorkommen, an denen alle Gegenstände viel phantastischer erscheinen. Ein leichter Nebelschleier wallte auf und nieder und ließ die Lichter von La Foce leichenhaft erscheinen. Dampf erlang das Brausen des Meeres. Und keine Nachrichten von Nemi, von der Mama! Oh, die sonnigen Fluren, die grünenden Wälder! Oh, die wunderbar geformten Berge, der gesunde Geruch der frisch gepflügten Felder! Oh, die köstliche Luft der Heimat! Vincenzo nahm all seinen Mut zusammen, er erzählte sich kleine Geschichten, um an nichts anderes zu denken; er hielt sich vor, daß er ein Soldat sei, daß er sich nicht solch thörichten Gedanken, solch kindischer Furcht hingeben dürfe, daß die Notwendigkeit ein strenger Lehrmeister sei, dem man sich unterwerfen müsse. Plötzlich — es hatte vom nahen Kirchturm eben elf Uhr geschlagen, elf langsame, dumpfe Schläge — Vincenzo erzitterte, das Blut erstarrte in seinen Adern, und seine Haare standen zu Berge . . . da, da, am Fuße des Muraglione, diese weiße Gestalt! . . . Es war gewiß nur ein wunderliches Gebilde des Nebels; aber plötzlich erinnerte er sich an alles, was ihm erzählt worden war, und das versetzte ihn in eine furchtbare Angst und Aufregung. Alle seine guten

Vorsätze wurden zu Wasser, er warf seine Flinte fort, erklomm atemlos die steile Treppe, die auf den Corso führte und abgeschlossen war durch ein Gitter, zu dem er den Schlüssel hatte, und erreichte eilenden Laufes die Kaserne, wo er wie vernichtet auf den Stuhl nieder sank und ohnmächtig wurde.

Als er den Grund seines Abenteuers erzählte, brachen seine Vorgesetzten in ein schallendes Gelächter aus.

„Sie sind also ein Hasenherz?“

„Den Posten verlassen! Das ist schlimm!“

Trotz alldem hatte man Mitleid mit ihm wegen seiner Unerfahrenheit und bei dem offenbaren Mangel an bösem Willen und reiflicher Ueberlegung. Er bekam acht Tage Arrest, wurde acht Tage in eine Art Keller eingeschlossen, wo er statt eines Bettes einen harten, hölzernen Tisch hatte; es war ihm verboten, zu lesen, zu schreiben, zu rauchen, eine Lampe oder Licht zu haben, und nur einmal am Tage durfte er seinen Kerker auf eine Stunde verlassen, um zu essen und frische Luft zu schöpfen. Man war milde mit ihm verfahren, was er dankbar anerkannte. Trotzdem war es fürchterlich; er verließ die verdamnte Zelle schwächer und bedrückter als zuvor; er wartete immer noch auf einen Brief, aber der Brief kam nicht. Vielleicht aus spitzfindiger Grausamkeit, vielleicht auch in der guten Absicht, mit dem Wunsche und der Ueberzeugung, ihn an den harten Dienst zu gewöhnen, wie der Maresciallo sich ausgedrückt hatte, schickte er ihn noch am Abend des Tages, da er das Gefängnis verlassen, an denselben Platz, nach dem Muraglione della Morte!

* * *

Es war nicht neblig, aber die Nacht stockfinster. Auf den schroffen Klippen sah man die Hand vor Augen nicht, Vincenzo stolperte bei jedem Schritte; der Nordwind heulte fürchterlich. Es war eine jener Nächte, in denen man unwillkürlich an Mord, Schiffbruch, allerlei Unglücksfälle denkt, eine Nacht, die an der ligurischen Küste schön und gefährlich zugleich ist, in der die Mütter, Frauen und Töchter niederknien und die Hände falten, um für diejenigen zu beten, die auf den trügerischen Wellen ihr Leben aufs Spiel setzen.

Vincenzo überdenkt noch einmal die Vorfälle des Abends und des Tages.

Ehe er um Mitternacht die Wache bezog, wo er bis zum folgenden Mittag bleiben mußte, hätte er gerne ausgehen mögen, um in Ruhe in irgend einer Osteria an seine Mutter zu schreiben. Aber weil ein Kamerad sich eine geringfügige Uebertretung gegen die vorschrittmäßige Verordnung hatte zu schulden kommen lassen, wobei er von einem Vorgesetzten erzappt worden war, wurde der ganzen Brigade das beliebige Ausgehen an dem Tage untersagt.

Im Laufe des Tages, als er von der Post zurückkam, wo er wiederum einmal nachgefragt hatte, ob kein Brief für ihn angekommen sei, benutzte er die elektrische Bahn, weil ein Fuß ihn empfindlich schmerzte. Im Wagen wurde er von einem Corporal barsch angefahren:

„Kennen Sie Ihre Vorgesetzten nicht?“

„Doch, Signore; aber ich habe Sie nicht bemerkt.“

„Ihr Name? Ihre Brigade?“

Und dieser Mann schien so bestig zu sein, jagte ihm einen unüberwindlichen Schrecken ein. Wer konnte wissen, ob er nicht über ihn Bericht erstatten würde!

Oh, die grünenden Hügel von Nemi! Vincenzo dachte mehr denn je an seine Heimat! Bald erschließen die Narzissen und Jonquillen ihre weißen und goldigen Kelche; bald stehen die Mandel- und Pfirsichbäume in Blüte; bald wird die Tarantella im Freien getanzt, vor den Häusern, an denen Jasmin und Geißblatt ranken!

Und er, in der Verbannung — denn fern von Nemi zu sein, war für ihn gleichbedeutend mit Verbannung! Er verging vor Langweile, unbewußt nährte er in seinem Herzen schwarze Gedanken, er kannte sich selbst nicht mehr, er fühlte nur, wie ihm Körper und Seele elendiglich erschlafften unter den tausend Nadelstichen einer täglichen Todesangst.

Niemals hat der kleine Vincenzo eine so schwere Stunde verbracht!

(Schluß folgt).





Kanonier zu Pferd, Bern 1804.



Jäger zu Pferd, Solothurn 1840
nach Aquarellen von Evert van Muyden, Paris.